

Zeitschrift: Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender
Herausgeber: Pro Juventute
Band: - (1928)

Artikel: Bilderschrift der Nordamerikanischen Indianer : Die Erlebnisse eines Indianers, von ihm selbst aufgezeichnet
Autor: Adams, Morlay
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-988450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

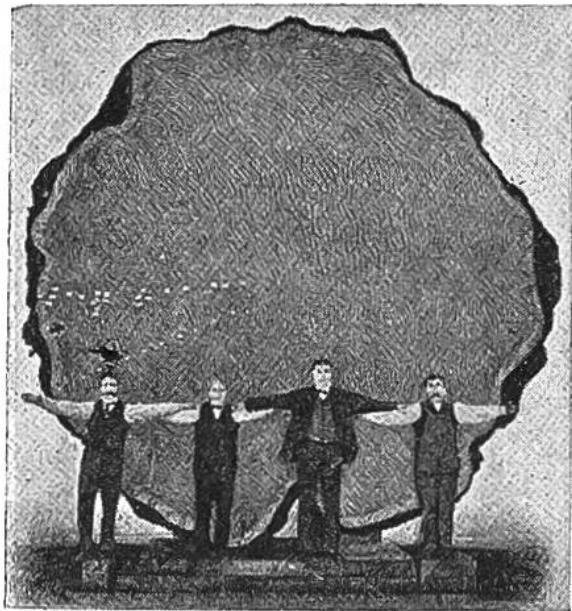
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Polierte Scheibe eines Baumriesen. Aus den Jahresringen geht hervor, daß der Baum ungefähr im Jahre 550 v. Chr. zu wachsen begann.

solchen Riesen konnte ein Mann zu Pferde 60 m weit hindurchreiten. Auf einem Baumstumpf ist ein geräumiges Haus errichtet worden. Fast der fünfte Teil der Bodenfläche Kaliforniens ist mit schönem Hochwald bedeckt. In Hunderten von Sägereien wird das wertvolle Langholz verarbeitet.

Die höchsten Bäume der Erde stehen in den Eukalyptus-Wäldern Australiens. Nach glaubwürdigen Angaben sollen dort einzelne Bäume bis 152 m hoch sein. Ein Eukalyptus-Baum von 122 m Höhe und 22 m Umfang am Boden ist wirklich gemessen worden.

Kastanienstämme von sel tener Mächtigkeit sollen auf Sizilien zu sehen sein. Großartig sind die Baumriesen-Wälder in Kalifornien (Nordamerika). Dort stehen Hunderte von gewaltigen Tannen, Fichten und andern Nadelhölzern. Besonders hoch sind die Sequoia- oder Mammutbäume, eine Abart der Rottanne. Mehrere würden das höchste schweizerische Bauwerk, das 100 m hohe Berner Münster überragen, die größten haben Stamm durchmesser bis zu 11 m. Durch den hohlgebrannten umgestürzten Stamm eines

Bilderschrift der nordamerikanischen Indianer.

Die Erlebnisse eines Indianers, von ihm selbst aufgezeichnet, erläutert von Morley Adams. (Die Bilder sind stark verkleinert.)

In einem früheren Jahrgang unseres Kalenders haben wir von Indianern berichtet, die angesehene Gelehrte, Professoren, Leiter landwirtschaftlicher Schulen, Maler und Dichter sind. Gleich ihnen haben die meisten ihrer Stammesgenossen die Lebensweise ihrer Vorfahren aufgegeben. Nur vereinzelt in den Rocky Mountains gibt es wohl noch unverfälschte

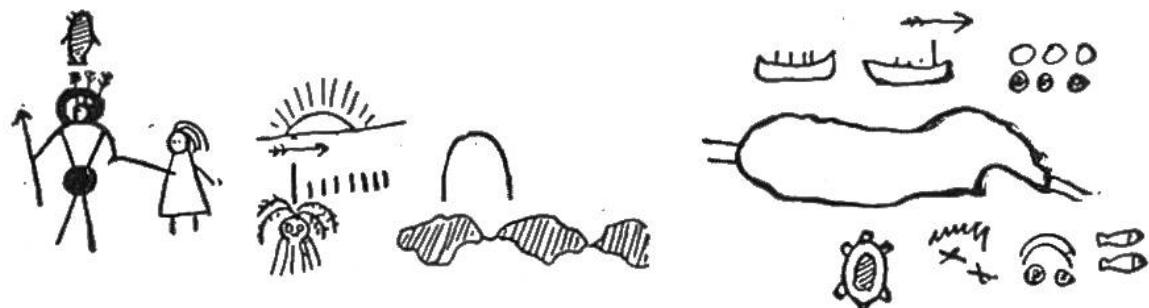
Nachkommen der ruhmvollen Rasse, deren Männer Krieger und Ausspäher aus Naturtrieb waren, Bär und Büffel jagten, ihre Kanoes ruderten und sich der erbeuteten Skalps rühmten. Der gewöhnliche nordamerikanische Indianer von heute lässt sich mit dem bemalten Krieger aus den Tagen von Senimore Cooper nicht vergleichen. Er ahmt die Kleidung der Weißen nach, und oft schmückt statt der prächtigen Federn, die seine Vorfahren trugen, ein alter Zylinder sein Haupt.

Indianer sind oft schmutzig. Außer der Sprache ihres Stammes sprechen sie großenteils nur ein gebrochenes Englisch. Briefe schreiben manche annähernd so gut wie etwa ein Schweizer Schüler, wenn sie auch im Buchstabieren und in der Grammatik nicht so sehr bewandert sind. Weniger ziviliisierte Rothäute schreiben, was sie können, in gewöhnlicher Schrift, mischen aber hier und da ein Bildzeichen hinein, wenn sie den richtigen englischen Ausdruck nicht finden, oder nicht wissen, wie man das Wort schreibt.

Unsere Geschichte in Bildern datiert aus einer früheren, interessanteren Periode. Zu jener Zeit malten die Indianer die Berichte ihrer Heldentaten auf Leder und ritzten die für ihre Stammesgenossen bestimmten Botschaften in Baumrinde ein.

Zum leichteren Verständnis der nachfolgenden Schriftzeichen fügen wir eine kurze Erklärung bei. Ein Vergleich mit den Bildern beweist, wie vollkommen auch die Ausdrucksweise der indianischen Bilderschrift ist, und wie leicht es nach aufmerksamem Betrachten wird, die Zeichen zu erkennen und die Schrift selbst fließend zu lesen.

In den von uns wiedergegebenen Zeichnungen erzählt ein nordamerikanischer Indianer seine Lebensgeschichte bis zu

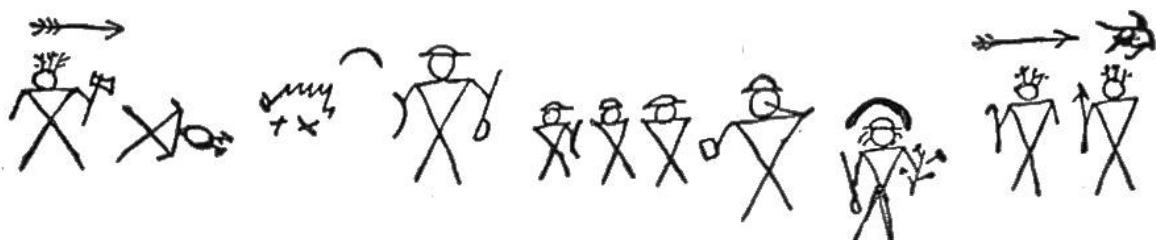


der Zeit, wo er sich eine Frau erwählt und sich in einem eigenen Wigwam (Indianerzelt) niederlässt. Zuerst zeichnet er

sein Familienabzeichen, einen Fisch (catfish) und gleich darunter seinen Vater und seine Mutter. Sein Vater ist ein mächtiger Häuptling, der Zauberkräfte besitzt, welche durch den schwarzen Bogen um seinen Kopf angedeutet sind. Er ist sehr reich, wie der schwarz ausgefüllte Unterleib zeigt. Die Indianer schließen stets vom dick sein auf Reichtum und Überfluß. Der Erzählende ist hoch oben in den Bergen, nahe der Sonne geboren. Er kam unter dem Einfluß eines guten Geistes zur Welt, wurde „Pfeil“ genannt und war der älteste Sohn unter acht Kindern. Dies alles wird dargestellt durch die acht senkrechten Linien, wovon die erste die größte ist; der Pfeil darüber gibt den Namen an. Unter der ersten Linie ist der gute Geist abgebildet, der jederzeit über ihn wachen wird. Das Wigwam der Familie ist neben einigen Reisfeldern gelegen.

Als ganz junger Bursche zieht „Pfeil“ auf eine Ausspäher-Expedition aus; mit sieben Begleitern fährt er über einen großen See, wahrscheinlich den Obern oder Huron-See. Die Gesellschaft benutzt zwei Kanoes, in dem ersten befindet sich unser Held „Pfeil“. Drei Tage und drei Nächte dauerte die Überfahrt, wie die Zeichnung der drei Sonnen und Monde andeutet. Dann landen sie endlich glücklich am jenseitigen Ufer (die Schildkröte bedeutet in indianischen Bilderschriften fast immer Land). Während zwei Tagen und zwei Nächten kampiert die Truppe am Ufer des Sees; es werden zwei Lagerfeuer (× ×) angezündet, und die Leute nähren sich von Fischen.

Kurz darauf hat „Pfeil“ einen Kampf auf Leben und Tod mit einem feindlichen Indianer zu bestehen (siehe nächstes Bild). Er erschlägt ihn mit seinem Tomahawk, diese Tat wird ihm einst auf den Grabstein geschrieben werden.



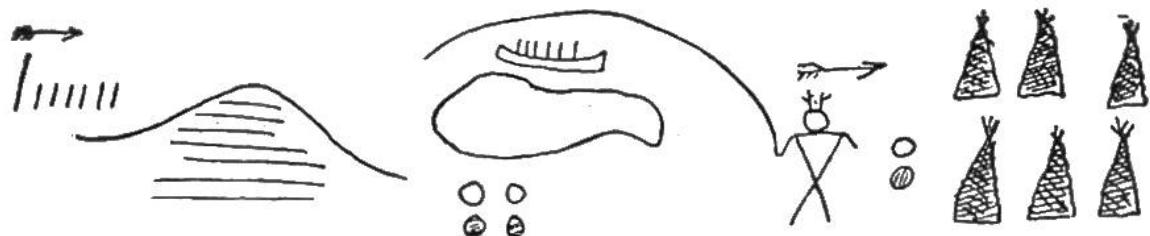
Nach kurzer Rast im Lager hat „Pfeil“ ein anderes sehr wichtiges Erlebnis; er trifft mit einer Expedition von sechs weißen Männern zusammen. Vorab ist der Führer gezeich-

net, wahrscheinlich ein Offizier, denn er hat sowohl ein Gewehr als einen Säbel. Neben ihm sind drei Männer von geringerer Bedeutung, wahrscheinlich Begleiter, einer davon trägt einen Säbel. Nebenan ist ein wichtigerer Mann; er ist größer gezeichnet. In der rechten Hand trägt er ein Buch und mit der linken zeigt er auf die Lippen, was andeutet, daß er liest und spricht. Dieser Mann ist wohl ein Missionar. Von gleicher Bedeutung ist die nächste Figur, der weiße Medizinmann. Er trägt ein Gewehr und Heilkräuter; die Indianer glauben, daß er magische Kräfte besitzt, wie dies der schwarze Bogen über seinem Kopf zeigt. Der Umstand, daß all die Männer Hüte tragen, weist darauf hin, daß es Weiße sind.

„Pfeil“ und ein anderer Indianer mit den gleichen Familienabzeichen (catfish), wahrscheinlich einer seiner Brüder, werden Führer der Expedition.



Sie übersteigen zusammen einen hohen Berg, kommen an einen großen See, über welchen die Indianer in einem Kanoe, die weißen Männer in einem Segelboot fahren. Wie die Schildkröte zeigt, kommen alle heil an. „Pfeil“ wird für seine Dienste gut belohnt (sein Unterleib ist nun auch fett gezeichnet). Er geht nach Hause zum Wigwam bei den Reisfeldern, kauft ein Pferd und macht Jagd auf Bären und Elentiere.

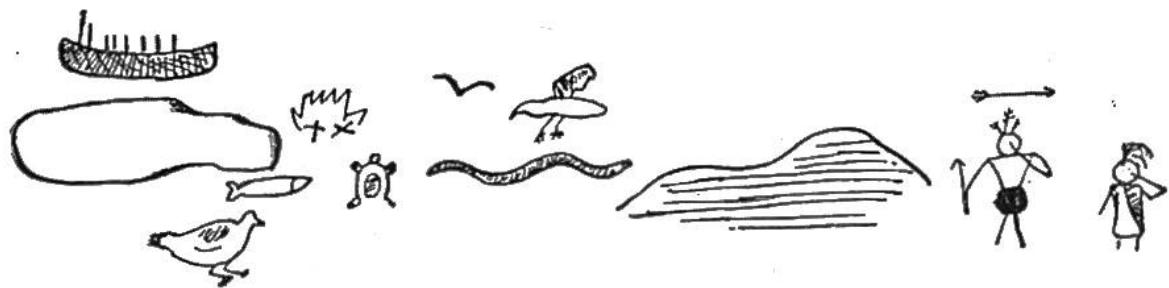


Darauf unternimmt er mit sechs Begleitern eine eigene Expedition. Er geht wieder über den Berg und den See,

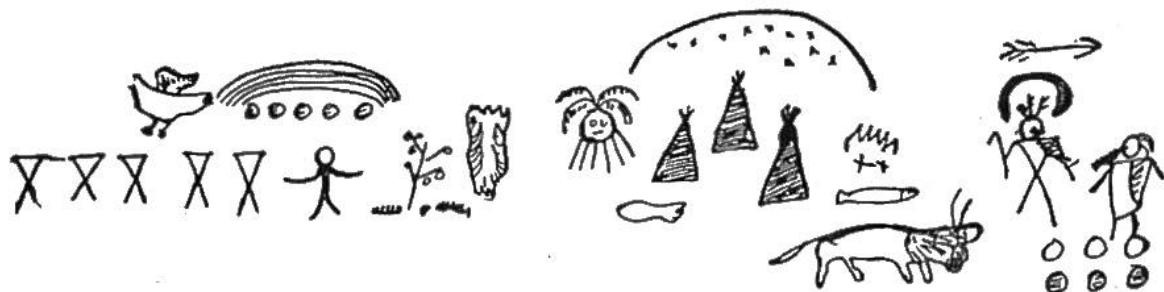
wahrscheinlich zum Ort, wo er die weißen Männer hingeführt hat. Seine sechs Begleiter fahren im Kanoe, „Pfeil“ selbst reitet auf seinem Pferd um den See; er braucht dazu nur einen Tag und eine Nacht, während seine Gefährten zwei Tage und zwei Nächte unterwegs waren. Endlich erreichen sie das fremde Indianerlager. Es ist die Niederlassung eines andern Stammes (wahrscheinlich Dakota), wie aus der andern Form der Wigwams ersichtlich ist.



„Pfeil“ ist gekommen, sich bei dem Stämme eine Braut zu suchen. Er findet sie und erklärt ihr sogleich seine Liebe. Er singt (durch Wellenlinien angedeutet) von dem Wigwam, das er für sie gebaut hat, von seinen magischen Kräften, seinem Reichtum, dem Familienzeichen und wie ihre beiden Herzen eins sein werden (ausgedrückt durch die Linie, welche die beiden Herzen verbindet). Er hat keine andere Liebe, sein Herz gehört ihr allein (angedeutet durch das in einem Kreis eingeschlossene Herz). Über dem Kopf des Mädchens ist ihr Familienzeichen gemalt. „Pfeil“ sieht den Vater seiner Auserwählten; es ist ein großer Häuptling, sehr reich und Besitzer eines der von den Indianern geschätzten Schießgewehre. Der Häuptling nimmt in Tausch gegen seine Tochter „Pfeils“ Pferd. „Pfeil“ und seine Braut sind zusammen, verbunden durch einen langen Arm, abgebildet, was bedeutet, daß sie nun eins sind fürs ganze Leben. Mit sechs Mann Begleitung verlassen sie das Lager, wie der vom Dorf abgewendete Fuß zeigt. Einen Tag und eine Nacht kampieren sie; dann fahren sie in einem Kanoe nach dem andern Ufer des benachbarten Sees, wo sie glücklich landen; ihre Nahrung sind Fische und Präriehühner.



Soweit ist alles gut gegangen, jetzt aber naht das erste Unheil: der böse Geist, den die Indianer „Kenabeed“ nennen (dargestellt durch die große Schlange), und unheilbringende Vögel. Die Gesellschaft befindet sich auf einem hohen Berg. „Pfeil“ und seine Braut kommen fast um vor Hunger, wie ihre nach dem Munde zeigenden Hände andeuten.



In dieser schrecklichen Zeit sterben alle Begleiter (sie sind ohne Kopf gezeichnet); sie werden von den Aasvögeln aufgefressen. Fünf Tage und fünf Nächte nach dem Tode der Gefährten wandern „Pfeil“ und seine Frau nun umher. Sie haben ihren Weg ganz verloren. Dies wird durch die fünf Horizonte und die fünf Sonnen, sowie die Figur mit den ausgestreckten Armen, welche „verirrt“ bedeutet, zum Ausdruck gebracht. Das junge Ehepaar lebt von Kräutern, Gräsern und Baumrinde, bis der gute Geist sie zur Nachtzeit zu einem Lager führt, wo sie gastfreudlich empfangen und mit Fisch- und Büffelfleisch bewirtet werden.

Da die beiden so wunderbar errettet wurden, singen sie ein Dankgebet; sie verbringen drei Tage und drei Nächte in dem gastlichen Lager; dann wird ihnen eine neue Begleitmannschaft mitgegeben, worunter sich ein großer Zauberer

und Medizinmann befindet, der sie vor fernerem Unheil bewahren soll (siehe folgendes Bild).



Auf ihrem Weg nach Hause kommt die Expedition bei Reisfeldern vorbei, dann durchquert sie einen großen Wald; ein Baumstachelschwein, das an einer Tanne hinaufklettert, wird erlegt und ein Rentier geschossen, Lagerfeuer werden angezündet, und die Truppe feiert während zwei Tagen.

Dann geht die Wanderung weiter.



Sie kommen bald darauf zu den Bergen in der Nähe von „Pfeils“ Heimat. Die Begleitmannschaft geht zurück, während „Pfeil“ und seine Frau weitergehen (durch die Hütze in verschiedener Richtung und den Trennungsstrich ange deutet). Endlich erreichen sie ihr Heim, das Wigwam bei den Reisfeldern.



„Pfeil“ führt seine Frau in das Zelt; er wird Besitzer eines Gewehres und hat infolgedessen die Kraft und den Mut eines Löwen. Die Lagergenossen spielen auf Musikinstrumenten und singen von seinen Taten; er selbst richtet ein Dankgebet an den guten Geist.

Wer ist weise?
Wer von jedermann lernt.
Wer ist stark?
Wer sich selbst überwindet.
Wer ist reich?
Wer sich mit dem Seinigen begnügt.
Wer ist achtbar?
Wer die Menschen achtet.

(Talmud)

Der weitaus größte Teil des menschlichen Wohl-
befindens besteht aus einer beständig fortlaufen-
den Arbeit mit dem Segen, der darauf ruht,
und der sie schließlich zum Vergnügen macht.
Nie ist das menschliche Gemüt heiterer gestimmt,
als wenn es seine richtige Arbeit gefunden hat.

(Wilh. v. Humboldt)

